

69]

Der Entgleiste. (Nachdr. verboten.)

Von Wilhelm Holzamet.

Herr Bender und Philipp sprachen dann von Deutschland, schwärmten vom Rhein und Odenwald, vom Wein und dem Frühling.

Mirim lächelte nun deutlich. Heinrich Willibald sagte: „Und so was kommt nach Paris! Geben Sie acht, daß Sie hier nicht untergehen, Herr Doktor Kaiser. Hier haben Sie das Beispiel. Der Montmartre ist nicht so ohne. Nicht wahr, Bender?“

Bender lächelte nur und sah ihn mit zwinernden Augen an.

„Warum sind Sie eigentlich hierher gekommen?“ fragte der kleine Wiener. „Studienhalber? Für immer? Oder nur so zum Vergnügen? Vorübergehend?“

Bedächtig fügte er Frage an Frage. Philipp wurde es ungemütlich. Aber nun half ihm Mirim.

„Der Herr Doktor Kaiser will das Leben hier sehen, Herr Doktor Söhnchen.“

„So so — das Leben — sehr schön! Da haben Sie sehr richtig getan, daß Sie nach Paris gegangen sind, Herr Doktor. Sehr richtig.“

„Herr Doktor Söhnchen ist nämlich Spezialist im Pariser Leben. Er ist außerdem Lyriker. Darin aber Wiener,“ erklärte Mirim mit lebhafter, überlegener Miene.

„Was haben Sie denn schon gesehen von Paris, Herr Doktor?“ fragte der Wiener beharrlich weiter.

Philipp stammelte ein paar Namen.

„Was halten Sie für das Sehenswerteste, Herr Doktor Söhnchen?“ fragte Mirim und rieb sich die Nasenspitze.

„Das Sehenswerteste?“ dehnte Doktor Söhnchen das Wort. „Im vergangenen Jahre habe ich von acht Tagen zu acht Tagen den Bois de Boulogne kontrolliert — wie die Knospen kamen, wie die Blätter wurden, wie die Blüten kamen — denn es müßte sich doch feststellen lassen, wann der Bois am schönsten sei.“

„Lyriker!“ höhnte Heinrich Willibald. „Wiener Lyriker!“ spottete Mirim und schlugte den Rauch seiner Zigarette herunter, um ihn dann in einer dicken Säule herauszustoßen.

„Das war sehr schön, sehr zu empfehlen,“ sagte Doktor Söhnchen unbeirrt. „Sehr schön ist auch noch etwas, was ich entdeckt habe. Sie finden in der Rue de Provence, nahe beim Boulevard Haupman ein kleines Restaurant, englisch. Jockeys und Rennmenschen verkehren dort. Die Besitzerin ist die ehemalige Köchin des Herzogs von Devonshire — und sie macht einen englischen Senf, ich sage Ihnen!“

Doktor Söhnchen machte ein sehr geistreiches Gesicht.

„Lyriker!“ sagte Heinrich Willibald.

„Und Wiener“ — betonte Mirim.

„Es ist wahr,“ hob Doktor Söhnchen noch besonders hervor. „Sehr schön ist auch die neue Arbeit von Rodin. Ich lade Sie ein, Herr Doktor Kaiser, daß wir einmal zusammen hingehen.“

Philipp verneigte sich. „Kennen Sie auch Anatole France, Eugène Carrière, Gustave Kahn, Steinlen, Maeterlinck? Ich kenne sie alle. Wollen Sie sie kennen lernen?“

„Nur Jean Zaurès hat ihn hinausgeschmissen,“ ficherte Mirim. „Das Französisch war ihm zu schlecht, da war er für ein Kammerbillet nicht zu haben.“

Doktor Söhnchen zog eine Miene. Alle lachten. Mirim ließ die Zigarette lose im linken Mundwinkel hängen.

Herr Bender aus Mannheim fragte nach dem Großherzog von Hessen.

„Er ist ein moderner Mensch, wie?“

„Ja,“ sagte Philipp.

„Jedenfalls wird er auch nicht können, wie er will.“

„Ja, er hat halt den Bürokratismus um sich.“

„Und die Dummheit!“ ergänzte Mirim.

„Idealismus also?“ fragte Heinrich Willibald.

„Nein, die richtige dumme Dummheit, wie sie nur die Höfe züchten, die Dummheit, die hemmt, kriecht, stänkert, schmeichelt, eingebildet ist, lakaienhaft, falsch —“

„Na, noch etwas?“ fragte Heinrich Willibald. „Ich habe das rechte Wort noch nicht,“ entschuldigte sich Mirim. „Ich war nämlich Hofprediger an einem kleinen katholischen Höfchen bedeutungslosen Namens. Goethes gibt heute keine mehr an den Höfen. Aber Schwindler und Schmarozer. Das ist das Wort.“

„Aber dann und wann ist eine Köchin vernünftig und brennt durch, um in Paris ein Restaurant zu eröffnen,“ sagte Söhnchen.

„Grandioser Wit, Doktor Ephraim Söhnchen,“ quittierte Mirim. „Aber sehr richtig. Ich muß mir doch Ihre Köchin mal ansehen. Nur, wenn sie so schlecht französisch spricht wie Sie englisch, brenne ich auch durch.“

„Sie sollen mich nicht immer Ephraim nennen,“ verbalisierte sich Doktor Söhnchen.

„Gut, ich nenne Sie in Zukunft Devonscheier, zu Ehren Ihrer Köchin.“

Heinrich Willibald brüllte. Mirim aber erbat sich eine Zigarette von dem Gehöhnten. Er erhielt das silberne Etui gereicht, das er leerte.

Zwischendurch war „der große Journalist und Kunstkritiker E. Hood“, wie Mirim vorgestellt hatte, an den Tisch getreten. Er sah so aufgeschwemmt aus, als habe er die chronische Wassersucht, falls es so etwas gibt.

„Was halten Sie für das Sehenswerteste von Paris, Herr E. Hood?“ fragte ihn Mirim. „Hier Herr Doktor Kaiser aus Hessen sucht danach.“

„Die Weiber!“ antwortete Herr E. Hood, ohne sich zu befinden, und dabei lief ihm der Speichel von den Lippen. „Die Weiber, Herr Doktor,“ wandte er sich nochmals an Philipp.

„Ich habe Sie am Sonntagmorgen in den Babillon d'Armenonville fahren sehen, Herr E. Hood, zu zweien la la — zu zweien la la,“ schnalzte Mirim.

„Teure Chose,“ sagte Hood. „Sehr teure Chose.“

„Wenn man so viel verdient wie Sie,“ sagte Heinrich Willibald.

„Und einen so reichen Vater hat,“ ergänzte Söhnchen.

„Zu zweien la la, — zu zweien la la,“ trällerte Mirim.

„Wer sich das Leben schön machen kann, soll sich's schön machen,“ sagte Herr Bender aus Mannheim. „Sie haben ganz recht, Herr Hood.“

„E. Hood,“ korrigierte Mirim, „denn sonst heißt der Herr auf gut deutsch Joseph Meier.“

Herr E. Hood machte sich nicht viel aus diesem Wit. Er wischte seine feuchten Lippen und sagte: „Wie weit bist Du in der Philosophie der Liebe gekommen?“ Und Du, Heinrich Willibald, immer noch im Gesichtswinkel?“

„Du Esel!“ erwiderte der große Heinrich Willibald.

„Du hast ja da wieder einen Schwindel in der letzten „Zukunft“ losgelassen, erstunken und erlogen alles. Lauter Mist. Du bist nächstens wahrhaftig reif, in Deutschland Bilderhändler zu werden. Du verstehst's“

„Aber Deinen Quatsch!“

„Da ist doch Mark drin.“

„Mark! Aber bloß Rückenmark aus der unteren Partie, wo der Rücken aufhört einen Namen zu haben. Gehirnschmalz fehlt.“

„Na, na, Kinder, deckt Euch Eure Karten nicht zu deutlich auf,“ vermittelte Mirim. „Ihr seid einander würdig, wie wir alle einander würdig sind. Es sind nur Nuancen, die die Unterschiede machen. E. Hood schwindelt mit Form — ich persönlich verabscheue das, besonders wenn dabei doch keine Form herauskommt, — Heinrich Willibald schwindelt mit Persönlichkeit — mir ebenso unangenehm, wenn einem dabei das Maul nur durchgeht und die Feder nicht nachkommen kann. Kommen Sie, Herr Doktor Kaiser, die Herren verfallen nun in ihre allabendliche Geistreichigkeit, da fliehe ich jedesmal mit sämtlichen Grazien und Musen. Man sollte jedem einen geladenen Revolver zu verschlucken geben, damit er von innen aus losginge.“

Er war aufgestanden und nahm Philipp mit, den er auch zahlen ließ. Auf der Straße sagte er so beiläufig:

„Sagen Sie, Doktor, Sie sind gewiß noch bei Kasse — könnten Sie mir zehn Frank pumpen?“

Philipp war so überrascht, daß er erst nicht antworten konnte.

„Zehn Frank?“

„Na, sagen wir fünf.“

Philipp reichte ihm ein Fünffrankstück.

6.

„Haben Sie schon eine Kleine gefunden hier oben?“ fragte Mirim, ehe er sich beim Place Blanche von Philipp trennte.

Philipp wurde verlegen. Mirim bemerkte es.

„Sie hätten in Ihrem Dorf bleiben sollen, junger Mann. Sie werden noch verlegen. Das taugt in der großen Welt nichts. Die verlangt Abgestumpftheit und Vorderpfoten. Ein ruhiges, sicheres, abgemessenes Auge — und dann den Sprung. Und wenn's nur eine Müde ist. Eine Müde ist immer noch mehr als nichts. — Also Sie haben noch keine Kleine? Sie haben freilich nicht die Art danach. Aber suchen Sie sich eine. Es ist weit besser hier. Es gewinnt alles einen anderen Anschein. Und das Leben bekommt Flügel, auch Krallen. Sie werden aber noch keinen richtigen Vogel gesehen haben, der nicht auch Krallen gehabt hätte. Ich nicht. Adio!“

Er ging die Rue Blanche hinunter nach einem Variété-Theater, wo er in einem Ausstattungsstück als Statist tätig war.

Philipp stand ganz gedankenlos allein. Die Kabarettisten hatten jetzt aufgemacht, Paris amüsierte sich nun. Was sollte er tun. Er schlenderte unter den kahlen Bäumen hin und dachte über die neuen Bekanntschaften nach, die er gemacht hatte. Sie hatten sich ja gewiß überstiegen. Sie wollten als richtige Deutsche imponieren. Und versielen dabei ins Mißverständnis der französischen Sceptis, des französischen Pessimismus. Es wurde alles plump. Momentan war ja kein hervorragender deutscher Journalist in Paris. Was die ersten Zeitungen da hatten, war noch weniger als Mittelgut. Der große Heinrich Willibald und der unsaubere Mirim hatten da tatsächlich noch am ehesten Individualität. Mirim konnte freilich nicht aufkommen. Heinrich Willibald hatte breitere Ellenbogen. Und Schimpfen imponiert immer. Verstehen, wägen und vergleichen, auf das Feine und Wesentliche stellen, das muß den kürzeren ziehen.

So ging's ihm durch den Kopf.

Dann stach ihn doch die Art. Ob man sich nicht etwas anderes erhalten, etwas anderes in sich ausbauen könnte, das mehr positiv wäre. Eben aus dem Negativismus heraus. Er hatte seinen suchenden, strebenden Sinn nie so deutlich gefühlt. Melanie war da nur wie ein Fingerzeig gewesen. Ihr Finger hatte einen kleinen Umkreis in der Luft beschrieben, aber er deutete weiter, er wies zu einem Horizonte hin. Fremd, staunend hatte er darauf gesehen. Nun fühlte er sich auf dem Wege danach. Wie irr auch der Weg ginge, so viel wollte er doch von sich behalten, daß ein Besitz in ihm werden könnte, daß sich etwas in ihm kristallisiere, daß er die Augen auf den Horizont gerichtet hielt. Dann mochte er untergehen. Dann mochte er verderben. Was einer ist, braucht der Welt nicht auf dem Präsentierteller dargereicht zu werden. Das kann ganz verborgen bleiben. Es ist sogar besser, es bleibt verborgen. Es muß nur die in uns wirkende Kraft behalten. Trifft's im Leben, fügt es das Leben, so wird diese Kraft auch nach außen wirksam.

Wie er so vor sich hinphilosophierte, war's ihm, er nehme eine Reinigung mit sich vor, er schwemme allerhand Unsauberkeit von sich ab. Und darauf kam es doch schließlich nur an, daß man das fertig brachte, daß man zu dieser Reinigung sich noch aufschwingen konnte. Freilich, jemand wie Doktor Söhnchen hatte das nicht nötig. Er war ganz eingepflegt in seinen kleinen, engen, spielerischen Sinn, in seine liebenswürdige Nettigkeit, und der modelte sich Paris danach um und zwängte es in seine Kapsel hinein. Herr Bender aus Mannheim freilich, der kam von seinem Mannheim nicht los. Der blieb ein Fremdling hier, obgleich ihn Paris festgehalten hatte. Er lebte immer noch daheim und interessierte sich für die kleinen Tagesvorgänge und den armfeligsten Klatsch, und ob der Großherzog von Hessen einen rückständigen oder fortschrittlichen Rabinetsrat hat. Die Gegenkräfte sind es, die die Stärke eines Menschen zur Entwicklung und Produktivität bringen, das ist beim Geringsten wie beim Höchsten so, darüber brauchte man sich in Paris keine Gedanken zu machen. Wenn die Maulwürfe einen fürchtbaren Acker unterwühlen, so können sie wohl seiner Ernte

schaden, aber vernichten können sie sie doch nicht. Es muß nur ein fruchtbarer Acker sein! Und das beweist sich einmal. Das beweist sich einmal bei jedem von uns!

(Fortsetzung folgt.)

Die Doktorarbeit.

Es ging auf die zweite Morgenstunde. Der letzte Nachtschnellzug war vorbeigedonnert. Der Bahnhof konnte bis Tagesanbruch geschlossen werden. —

Der alte Beamte, der bisher mit seinem wehenden Schnauzbart wie ein grimmer Torwächter in dem zweiten Wandelgang umhergestapft war, hielt inne in seiner Wanderung, spudde einige Male nach rechts und links, schob ein frisches Stück Briemtabak zwischen seine Mundwinkel, um also vorbereitet den Warteraum vierter Klasse zu betreten.

Zwei spärliche Gasflammen verbreiteten eine unsichere Helle, und aus Bierdunst und Zigarrenrauch hatte sich eine Luft herausgebildet, die dem Eintretenden unwillkürlich den Atem benahm. —

„Holla, auf! Schluß! Wer keine Fahrkarte hat, raus!“

In die auf Tischen, Stühlen und Bänken hingelauerten Gestalten kam plötzlich Leben. Die Mehrzahl der Dummehrlichen strebte schau und geduckt dem Ausgang zu, einige wenige suchten in allen möglichen Taschen nach dem Fahrchein, andere wieder setzten sich herausfordernd zurecht, wie um es auf ein Zusammenreffen ankommen zu lassen. Da wurden schmierige Bücher hervorgezerrt, dort flogen die seltsamsten Bündel auf den Tisch — jeder schien mit eins einer wichtigen Beschäftigung nachgehen zu müssen, um dadurch in dem allgemeinen Trübel die Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

Obdachlose und auf die Strafe Besetzte, die mit allen erdenklichen Listen um ihr bißchen Unterkunft für den Rest der Nacht kämpften. Und war's auch nur eine Holzbank und ein Tisch, darauf man den Kopf legen konnte — immer besser, als einem Ausfägigen gleich in das Hundewetter da draußen hinausgestoßen zu werden.

Der „Alte“ war heute in seiner härtesten Stimmung und beförderte mit schonungsloser Härte jeden an die frische Luft, der nicht unwiderleglich seine Weiterreise mit den ersten, fägigen Morgenlüften dartin konnte.

Hier, fünf Glückliche, die im nächsten Augenblick wieder in Schlaf versanken.

In einer Ecke in der Nähe des Ofens, wie ein Igel zusammengerollt und den Kopf tief in den sadenscheinigen Ueberzieher vergraben, kauerte noch eine menschliche Gestalt. Ein junger Bürsche, der in seiner übergroßen Erschöpfung und Ermüdung den Ausruf wohl überhört haben mußte. Der Beamte überlegte — sollte er das Häufchen Elend sitzen lassen? Ein Auge zudrücken?

Nein!

Einige unsanfte Stöße weckten den Schläfer, der zu Tode erschrocken emporfuhr und zusammenhanglose Worte stammelte, während eine Blunwelle glühheiß in sein Gesicht stieg.

„He, Bürschchen, hab' ich Dich wieder! Weißt Du auch, daß Du heute das fünfte Mal hier bist? Holla, verschwinde! Aber schleunig! Und laß Dich nie wieder erwischen, Jungeken!“

Wie ein ertappter Verbrecher schlich der Gemahregelte davon, gefolgt von dem Alten, der polternd, schimpfend und schläfferkassend sich in allerlei Auslassungen über die Verderbtheit der heutigen Großstadtjugend gefiel.

Das schwere Eisentor schloß sich knarrend. Eine Weile hörte man noch ihn sich entfernen. Da, schlürfende Schritte, dann ward es still, ganz still.

Ein feiner Regen rieselte herab.

Der Ausgewiesene schauerte unter einem leichten Schüttelfrost zusammen und suchte die steifgewordenen Glieder in Bewegung zu bringen. An der nächsten Straßenecke hielt er an und stierte stumpfsinnig auf ein grellgelbes Plakat. Ein heftiger Hustenanfall zwangte ihm die schmale Brust wie mit Eisenfausten zusammen. Ein Windstoß kam und setzte ihm den Hut fort. Er lief auf dem glühenden Pflaster hinterdrein und sah im nächsten Augenblick in einer Pfütze, die beim Schein der Straßenlaterne aufgleiste wie flüssiges Silber. Ein Gitzern durchließ seinen Körper, als durch die dünne Kleidung hindurch die Kälte des Bodens drang. Er rappelte sich auf und stapfte weiter.

Wohin, wußte er nicht. In der Ferne glüherte etwas wie ein Schutzmansshelm. Er bog instinktiv in eine Nebengasse. Vor einem halberleuchteten Goldwarenladen machte er Halt und schaute wie unter einem Zwange auf die ausgestellten Schätze.

Er schlief mit offenen Augen.

Jemandwo in der Nähe schlug eine Turmuhr, und die Uhren in der Nähe und Ferne antworteten.

Er riß sich gewaltsam los und ging auf die andere Straßenseite. Er hörte das Quietschen seiner Schuhe und lächelte. Dann wieder durchschüttelte es ihn, daß er mit den Zähnen klapperte.

Er versuchte zu laufen — eine kleine Strecke, dann konnte er vor Erschöpfung nicht mehr weiter und mußte stehen bleiben.

Er fühlte kalten Schweiß aufsteigen. Ein unsägliches Angstgefühl überkam ihn, er wollte rufen und brachte keinen Laut hervor.

Ganz unermittelt begann er wieder zu laufen.

Er ertappte sich abermals vor einem Laden stehend, diesmal

mit geschlossenen Augen. Ein Klebriges sah ihm um den Mund, und er wischte mit dem Handrücken drüber weg.

Sein Atem ging stiegend, und seine Schläfen hämmerten wie Schlagwerke. Jemand etwas in der Brust stach ihn, daß er zusammensackte wie unter einem Messer.

Er stierte blöde auf seine Hände, und sie waren mit Blut bedeckt.

Er wollte nachdenken und konnte keinen Gedanken mehr festhalten. Vor seinen Augen flimmerte es, er glaubte zu stürzen. Von seinen Füßen stieg es auf wie ein Glühstrom, ein Eisgürtel schnürte seine Brust zusammen, der Angstschweiß drang aus allen Poren, eine Blutwelle schien über seinem Haupte zusammenzuschlagen, er griff in die Luft, taumelte . . . wankte . . . und stürzte mit dem Gesicht vornüber auf den Fahrbaum.

Als Passanten die Ueberführung des Scherkranken in eine Klinik bewerkstelligt hatten, lebte er dort noch dreimal vierundzwanzig Stunden. Hochgradige Lungenentzündung und Unterernährung stellten die Ärzte als Todesursache fest.

Kein Mensch hatte sich nach ihm erkundigt. Die Polizei brachte schließlich heraus, daß er vor einem halben Jahre aus dem Gefängnis entlassen worden und wahrscheinlich all die Zeit stellunglos und obdachlos gewesen war.

Sein Leichnam wurde der Anatomie überwiesen und seine Lunge in Spiritus gesetzt. Sie ist nach dem einstimmigen Urteil aller Sachverständigen ein Prachtexemplar, das alle erdenklichen Krankheitserscheinungen in selten schöner Ausbildung zeigt.

Drei Doktorarbeiten sind bereits darüber geschrieben, sieben stehen noch aus und ein zwar junger, aber sehr ehrgeiziger Gelehrter rechnet gar einen Umschwung der Heilkunde von diesem unbezahlbaren Lungenpräparat an.

Man gedenkt, den ehemaligen Besitzer dieser Lunge wegen seiner Verdienste um die Menschheit noch nachträglich zu rehabilitieren.

A. Chr. Graf.

Theobalds Großvater.

I.

Der Absolutismus des heute herrschenden Kaisertums hebt das bisherige deutsche Verfassung auch darin auf, daß er dem einzigen formell verantwortlichen Beamten des Reiches nicht gestattet, eine Persönlichkeit zu sein. Deutschland wird gegenwärtig von einem Reichskanzler regiert, von dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft man nicht das mindeste weiß. Weil man den sogar dem Konversationslexikon erst seit den Supplement-Bänden von 1910 bekannt gewordenen Herrn v. Bethmann Hollweg ebensowenig kennt wie die Philosophie, hält man ihn selbst für einen Philosophen; und weil er unfähig ist, sich im Wogenprall der Deffentlichkeit zu behaupten, wird er für vornehm erklärt. Die kaiserliche Persönlichkeit heißt, allein zu reden und zu wirken; deshalb muß sein Kanzler schweigen und sich jeden menschlichen Wesens entleeren. So ist der deutsche Reichskanzler schon vor der Mitwelt ein wesentlicher Mythos, und wem daran liegt, zu erforschen, was für ein Kern in der Hülle stecken möge, der muß schon den Umweg geschichtlicher Forschung wählen.

Der heutige Bethmann gibt kein Material zu seiner Begründung. Erst das biologische Gesetz der Vererbung läßt von dem Toten auf den Lebenden schließen. Für die Vererbung des Wesens vom Großvater auf den Enkel bietet der heutige Bethmann ein prächtiges Beispiel: Der unsagbare, verschwimmende Enkel wird körperlich, wenn man seinen Großvater studiert. Der Kanzler Wilhelms II. ist ein Beispiel zugleich der Vererbung und der Erschöpfung großväterlicher Eigenschaften. Inhalt und Form ist geblieben, aber was bei dem Vorfahren noch eine gewisse Kraft und Frische, Zielwillen und Festigkeit besaß, ist bei dem kümmerlichen Nachkommen schattenhaft, ängstlich, verblaßt und zur Karikatur einer Karikatur geworden.

Aus den Unbestimmtheiten des heutigen Kanzlers seht sich schnell der einzige bestimmte Eindruck zusammen: kein Staatsmann und auch kein Mensch, sondern nur ein „Professor des Königs“! Aber ein Professor des Königs ohne Wissenschaft, selbst ohne Gelehrsamkeit. Bethmann Hollweg, der Enkel, schillert nur, was sein Großvater war; er ist nur ein altgewordener Privatdozent des Königs, den man wegen seiner Mittel und wegen seiner Familie zugelassen hat, dagegen war sein Großvater ein wirklicher Professor; zwar von jener verstockten, dumpfen, stidigen Art des preussischen Hofgelehrten, ein übler Scholastiker der besondern preussischen Dialektik, doch immerhin ein Gelehrter von Wissen und Kaliber und ein Politiker von einem gewissen pedantischen Eigenstun, der dem Oberflächlichen fast wie ein Charakter erscheinen konnte. Im übrigen ist es ein nicht unlustiges Spiel, in den verwischten Zügen des Enkels eine fast lächerliche Ähnlichkeit mit jenem Moriz August v. Bethmann Hollweg aufzuspüren, der in der Zeit der preussischen Gegenrevolution die Fahne der „gesunden Reaktion“ schwang; der sich umsonst bemühte, das Königtum Wilhelms IV. vor der feudalen Wut der Gerlach-Kamarilla zu retten; und der vielleicht seinen Enkel gerade dadurch dem Großneffen seines Königs empfahl, daß er ein Gegner Bismarcks gewesen und als letzte politische Kundgebung im Juli 1866 Wilhelm I. schrieb, er müsse zur Gewinnung öffentlichen Vertrauens Bismarck entlassen

II.

Moriz August v. Bethmann war als Schüler Savignys ein Lehrer jener „historischen Rechtsschule“, die in ihrer gelehrten Andacht vor der Rechtschöpfungskraft der Vergangenheit und der Leugnung zeitgenössischer Jurisprudenz von allen astero-wissenschaftlichen Formeln losgelöst, nichts weiter bedeutet, wie die dogmatisch verkleidete Gegenrevolution, die jede Aenderung des Bestehenden, von elendem Klidwerk abgesehen, bekämpft. Als die Stürme des Jahres 1848 über seinen historisch denkenden Kopf segelten, ergab er sich „liberaler“ Frömmerei im Geiste seines Freundes, des preussischen Kultusministers Eichhorn, der nach den Märztagen den Trostspruch niederschrieb: „Es wird ein anderer Geist kommen . . . nicht menschlichen, sondern göttlichsten Ursprungs, wird er die im Selbstsucht Verjunkten wieder aufrichten, die Gedanken des Ewigen wieder in ihnen erwecken und im segnenden Walle neuen Leben zur Blüte und Frucht fördern. Ich kann sagen, daß ich mitten im Brausen der Gegenwart das Wehen dieses Geistes schon fühle.“ — Das Wehen dieses Geistes hieß — Wrangell

Bethmann tröstete sich 1840 durch Einberufung einer Kirchenversammlung nach Wittenberg und durch Einrichtung der „inneren Mission“. In der Ersten Kammer stand er anfangs auf der äußersten Rechten, nächst Stahl, dem Philosophie- und Systemjuden des preussischen Junkertums. Dann kam es zum Bruch mit den Männern der „Kreuzzeitung“, mit den Gerlach, Bismarck, Westfalen (dem Schwager von Karl Marx). Er wurde in die Zweite Kammer gewählt, als Führer der neuen Partei Bethmann Hollweg, deren Organ das „Preussische Wochenblatt“ war. 1855 verlor er sein Mandat und verschwand aus dem politischen Leben; gerade in dieser Zeit fand sein Sohn den Mut, Theobald zu zeugen, der im Herbst 1856 auf die Welt kam. Erst mit der Regenshaft Wilhelm I. taucht er wieder auf. Im November 1858 wird er Kultusminister und bleibt es bis zum Ministerium Bismarck 1862. Er war der Minister der „neuen Aera“, die darum ewig neu war, weil sie wieder einmal alle liberalen Illusionen zerstörte. Als Minister strebte er nach „Befestigung des christliche Charakters der Volksschule“. Sein einziger fruchtbarer Versuch eines Fortschritts, die Einführung der fakultativen Zivilehe, scheiterte am Widerstand des Herrenhauses. Seine politische Bedeutung aber beruht ausschließlich in den früheren Kämpfen mit der Feudalkamarilla Friedrich Wilhelms IV., deren Geschichte unlängst in einem mit doktroralen Aeußerungen zerfasern dem Buch Dr. Walter Schmidt geschrieben hat („Die Partei Bethmann Hollweg und die Reaktion in Preußen 1850 bis 1858.“ Berlin 1910. Alexander Dunder Verlag.)

III.

Schon im Jahre 1845 wurde Bethmann Hollweg als Nachfolger Eichhorns im Kultusministerium genannt: „Auch ein Separatist, ein Frömmel, ein Dudmäuser“, schrieb bei dieser Nachricht Barmhagen v. Ense. Zu der Wittenberger Tagung, im Herbst 1848, bemerkte derselbe Barmhagen, daß diese protestantischen Fanatiker und Jesuiten in jeglicher Zeit weniger gefährlich seien, „doch muß man auf Schelmenstreiche gefaßt sein und die Wurzeln im Auge behalten“. In der Reaktionszeit warb Bethmann mit heißem Bemühen um das Vertrauen des Königs, das immer wieder von der Kamarilla unterwühlt wurde. Aber er bewährte schon in dieser Zeit die Fähigkeit, ein preussisches Ministergeschlecht zu erzeugen, durch die Geduld, sich stumm von Potentaten ansprechen zu lassen. Von dieser Kunst erzählt Barmhagen unter dem 30. November 1851: „Der König hat am Freitag die sämtlichen Kammermitglieder zur Birnstafel eingeladen; er schrieb wütend den Herrn v. Bethmann Hollweg an, sprach von seiner Gnade, die man erwarben solle, von seiner Ungnade, die man verdiene. Bethmann Hollweg sah den König an und erwiderte nichts.“ Ein paar Tage darauf, heißt es in den Tagebüchern Barmhagens: „Bethmann Hollweg und seine Genossen haben dem König ihre Unterwürfigkeit, ihre guten Gesinnungen dargelegt; er hat sie zu Gnaden angenommen; wenn es so gemeint sei, so habe er nichts wider sie, sie möchten nur fortfahren, gute Untertanen zu sein.“ Bisweilen tauchen bei Barmhagen für den Kämpfer gegen die Kamarilla leise Sympathien auf, aber er sieht doch immer wieder auf den Grund seines Charakters. Zu einer Kammerrede bemerkt er am 27. April 1854: „Bethmann Hollweg geht jämmerlich zurück und glaubt gegen die Scheußlichkeit des Straßenunfugs im Jahre 1848 zu Berlin reden zu müssen.“ Und ein Jahr später findet er die glänzend charakterisierende Wendung, die so gut auf den Enkel paßt: „Ein schwächerer Intrigant!“

Ein ihm wohlwollender Franzose Adolphe de Circourt, der im Jahre 1848 im Auftrage der französischen Regierung Deutschland bereiste — seine Aufzeichnungen sind im vorigen Jahre veröffentlicht worden —, fällt das Urteil: „In der Politik stießen die Meinungen Bethmann Hollwegs, die weniger vernünftig waren als seine Meinungen, ihn von der Erbaristokratie zurück, und hielten ihn in unerwünschten Abstand von der kämpfenden Demagogie.“ Er habe für den preussischen Staat etwas ähnliches wie die englische Verfassung erreichen wollen. Niemals habe er einen so grundsätzlichen Gegner des römisch-katholischen Systems gesehen: „Er betrachtete die Päpste vom achten bis zum achtzehnten Jahrhundert als die Verkörperung des schlechten Geistes Deutschlands.“ Das ist die Entwidlung vom Großvater zum Enkel: mit seinem gepreigten Tiefstimm, seiner gelehrten Tüchle, seinem Widerwillen gegen die „Demagogie“ hat der schwächerne Intrigant von heute, der sicher

Schweigend aufzublicken versteht, wann er von oben angefahren wird, den Weg zurückgefunden zur Erbaristokratie und zum Ultramontanismus. Theobald ist der Großvater der ersten Periode, da dieser mit den Gerlach zusammen am 18. Januar 1850 Friedrich Wilhelm IV. die von der Junkerfronde unterzeichnete Petition überreichte, die sich gegen die Einführung der Budgetbewilligung durch die Kammern wandte. Aus den Kampfsjahren des Großvaters hat er nur den monarchistischen Knechtsinn und die Doktrin der „gefundenen Reaktion“ übernommen; und wenn Theobald wie Moritz August alles für einen liberal gemäßigten Konserbativismus zu sammeln sucht, so tut er das nicht im Kampfe gegen Junkertum und Ultramontanismus, sondern im Vereine mit diesen Mächten und zu ihrer Stärkung.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Die Schäden der preussischen Blitze. Jeder wird jetzt unwillkürlich denken, daß wir nachweisen wollen, inwieweit Kaiserreden und ähnliche Blitze preussischer Art für den Staat Schäden bedeuten und bedeuten haben. Diesmal handelt es sich aber nicht um die gemachten, sondern um die wirklichen preussischen Blitze. Es sind ihrer eine ganze Anzahl, die in der Zeit zwischen 1885 und 1907 auf die Häupter der braven preussischen Untertanen niedergezuckt sind. Wievielmals es in Preußen in rund 23 Jahren überhaupt geblitzt hat, läßt sich natürlich nicht feststellen, soweit aber durch „warme“ und „kalte“ Blitzschläge materieller Schaden angerichtet worden ist, ist ihre Zahl sehr genau erfasst. Die „höhere Gewalt“ hat in der Zeit 40 159 mal Schaden angerichtet. Rund 28 000 mal entstand der Schaden durch sogenannte zündende Blitzschläge, rund 12 000 mal waren es „kalte“ Schläge. Die Stadtgemeinden sind dabei in den 23 Jahren nur 6742 mal durch Blitzschläge zu Schaden gekommen, in 50 Proz. aller Fälle durch „kalte“ Blitze, dagegen haben die Landgemeinden das „Instrument Gottes“ 33 417 mal zu fühlen bekommen, und nur in rund 33 Fällen von Hundert wirkte es „kalt“. Irgend welche Paralleltät mit politischen, wirtschaftlichen oder sonstigen Verhältnissen läßt sich in der Blitzhäufigkeit nicht feststellen. Daß die Jahresziffern der „kalten“ Blitze eine ständige Steigerung aufweisen, kann wohl nicht auf irgend welche Wandlung der „höheren Gewalt“ zurückgeführt werden. Ihre Ursache mag darin liegen, daß die kalten Blitze, die weniger Schaden anrichten, früher nicht so genau registriert wurden wie jetzt. 1895 und 1905 weisen mit 1620 und 1642 zündenden Blitzen Maxima in der preussischen Gewitterbildung auf. 1904 hat dagegen die geringste Zahl mit 714 „derartigen Fällen“ aufzuweisen. Wo und wie die Elektrizität entwickelt wird, die sich dann den Wolken mitteilt und diese zu Gewitterwolken macht, ist nicht nur eigentümlich, sondern auch noch ziemlich unbekannt. Auch hier drängt sich zwischen himmlischen und irdischen Gewalten eine Parallele auf. Wir armen Menschen wissen oft nicht, warum sich bei den auf Erden wandernden „himmlischen Gewalten“ Donner sammeln und Blitze — warme und auch kalte — zucken.

Interessant ist nun die Frage, wieviel Schaden die preussischen Blitze seit 1885 angerichtet haben; die Gesamtsumme beträgt rund 1 17,8 Millionen Mark! Dies ist noch lange nicht der gehnte Teil von dem, was dem deutschen Volke alljährlich durch Zölle und indirekte Steuern abgenommen wird. Man sieht daraus, daß die Naturgewalten in 23 Jahren den Menschen noch nicht soviel abgenommen haben, wie die sehr irdischen Mächte der Junker und Pfaffen mit ihrer Steuerpolitik in einem Jahre. Die preussischen Großstädte hatten in der ganzen durch die Statistik umfaßten Zeit durch die Blitzschläge für 2,6 Millionen Mark Schaden an Immobilien und Mobilien. Dies ist außerordentlich wenig. Seine Hauptursache mag darin liegen, daß die „verfeinerten und entfeinlichten“ Großstädte das geniale Mittel Franklins, nämlich den Blitzableiter, viel gründlicher benutzen, als die ostelbischen Kulturgegenden. Wenn die kleinen Städte auch schon 6,6 Millionen Mark Schaden hatten, an die Landgemeinden mit ihren 77,6 Millionen und an die selbständigen Gutsbezirke mit ihren 30,4 Millionen reichen sie längst nicht heran. Um ganz objektiv zu sein, mag zugegeben werden, daß die Blitzhäufigkeit und die Menge des Blitzschadens auf dem Lande nicht nur einmal an dem mangelhafteren und geringeren Blitzhaut sondern auch daran liegt, weil nicht, wie in der Stadt, hohe Schornsteine, Kirchtürme und andere Türme eine dauernde Elektrizitätsableitung darstellen. Dagegen ist das flache Land mit seinen verhältnismäßig seltenen Erhebungen ein viel günstigerer Ansammlungspunkt elektrischer Luftenergien. Es wäre ja auch gegen jede preussische Tradition, wenn die Erbkristen- und Herrschreibere der Agrarier und der Landräte, die Landgemeinden und die Gutsbezirke mehr unter der „höheren Gewalt“ zu leiden hätten als die verlotterten Massen der Großstädte, die gott-, vaterlands- und respektlos gegen jede Art himmlischer Instrumente handeln und leben. In den Großstädten und Kleinstädten sowohl als auch in den Landgemeinden war 1905 mit je 0,7, 0,8 und 5,9 Millionen Mark Blitzschaden das für die Versicherungsgesellschaften teuerste Jahr. Bei den Gutsbezirken war es 1906 mit 2,3 Millionen Mark materieller

Schädigung. Für die Großstädte, Landgemeinden und Gutsbezirke waren 1887 und 1888 die an Schädigungen ärmsten Jahre, für die Kleinstädte war es dagegen 1904. Die Schadenbeträge zeigen im allgemeinen die Tendenz der Steigerung, dies mag mit daran liegen, daß der Wert der Baulichkeiten heute höher ist als früher. Inwieweit durch die Blitzhaut dem Menschen selbst größere Nachteile erwachsen, darüber werden jetzt erst im preussischen statistischen Landesamte Untersuchungen durchgeführt.

Meteorologisches.

Das Wetter der Großstädte. Es ist ganz sicher und auch leicht begreiflich, daß die Ansammlung großer Menschenmengen auf verhältnismäßig kleinem Raum mit all ihren Folgen, wie sie sich in der Entwicklung der Großstädte befunden, auch einen Einfluß auf das Wetter ausübt. Groß kann dieser allerdings wohl nicht sein, denn wenn irgendwo Freizügigkeit und ungehemmter über Meeres- und Landesgrenzen hinwegschreitender Verkehr stattfindet, so ist es in der Luft der Fall. Dennoch kann die Abänderung der meteorologischen Verhältnisse für den Großstädter selbst schon einigermaßen empfindlich werden. Unter den Millionenstädten besitzen Berlin und Paris die dichteste Bevölkerung, und es ist daher zu erwarten, daß sich an diesen Plätzen die Eigenheiten der großstädtischen Witterung am deutlichsten zeigen werden. Einen Beleg dafür geben die Messungen der Windgeschwindigkeit in Berlin. Diese hat im Verlauf von zwanzig Jahren von 19,4 auf 12,9 Kilometer in der Stunde abgenommen. Diese Tatsache bedeutet, daß mit der zunehmenden Bebauung des städtischen Geländes die Durchlüftung der Straßen und der Häuser beeinträchtigt wird, eine Wahrheit, die eigentlich nicht erst erwiesen zu werden brauchte. Ferner erleidet die Temperatur in einer Millionenstadt merkliche Veränderungen im Vergleich zur Umgebung, und zwar ist sie stets höher als auf freiem Felde. Die Steigerung kann im Winter auf ungefähr 1 Grad veranschlagt werden, erreicht im Sommer aber ganz gewöhnlich 1½ Grad und an besonders heißen Sommermittagen zuweilen sogar bis 4 Grad. Nach den Untersuchungen von Jefferison beginnt die großstädtische Witterung bei einer Volksdichte von 40 000 Einwohnern auf das Quadratkilometer sich bemerkbar zu machen. Die größte Volksdichte überhaupt ist in New York zu finden, wo in dem Stadtteil Manhattan 118 000 Menschen auf 1 Quadratkilometer wohnen. In der Londoner City beträgt die höchste Ziffer nur 77 000, in Paris 76 000 und in Berlin am Nordufer der Spree 67 000.

Geologisches.

Vulkanausbrüche in der näheren Umgebung Roms. Als der Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 unserer Zeitrechnung Pompeji und Herculanium zerstörte, da kam der ganzen römischen Welt die Katastrophe vollständig unerwartet; kein Mensch hatte den stumphen Ke gel des Vesuv für einen erloschenen Vulkan gehalten. Ebenso unschuldig sehen die Berge rings um die römische Kampagna, um das alte Latium, aus. Und doch ist es ein Kranz von erloschenen Kratern, der die italienische Hauptstadt hier umgibt. Fünfzehn größere Krater sind, besonders in den Albanenbergen, heute noch deutlich sichtbar, meist sind sie, wie der berühmte Remi-See, mit Wasser gefüllt und verraten nur noch durch ihre charakteristische Form ihren katastrophalen Ursprung. Doch gibt es in der näheren Umgebung Roms noch mancherlei Reste vulkanischer Tätigkeit, Solfatarenspalten, denen Schwefeldämpfe entweichen, Schwefel- und andere Quellen vulkanischer Natur. Daß diese Gegend in früherer und noch gar nicht so sehr lange zurückliegender Zeit ebenso unruhig war, wie heute die von Neapel und Messina, dafür bringt der schwedische Archäologe Professor C. Montelius im „Mannus“, dem Organ der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, eine Reihe von Beweisen. Bereits vor 90 Jahren wurden bei Albano prähistorische Gräber aufgedeckt, die in eine dicke Schicht vulkanischen Sandes eingebettet waren, darüber breitete sich eine etwa 1½ bis 1 Meter mächtige Lage von sogen. „Beverino“, einer Art vulkanischen, aus Asche und Steinchen zusammengebackenen Tuffs, vergleichbar dem, in welchem die Trümmer von Herculanium ruhen; diese Tuffschicht konnte sich erst gebildet haben, als die Gräber bereits vorhanden waren, war also jünger als diese. Die Beigaben und die Art der Bestattung verweisen die Gräber in das Ende der italienischen Bronzezeit, also in das 11. und 12. vorchristliche Jahrhundert. Damals muß, wie Montelius auch aus an anderen Stellen aufgedeckten prähistorischen Kulturresten schließt, eine gewaltige vulkanische Katastrophe ganz Latium heimgesucht haben. Aber auch aus frühgeschichtlicher Zeit sind uns aus derselben Gegend vulkanische Ausbrüche von einem der treuesten römischen Geschichtsschreiber, Titus Livius, überliefert worden. So soll es unter Tullus Hostilius, also im 7. Jahrhundert v. Chr., im Albanergebirge Steine geregnet haben, ein Vorgang, der sich später noch öfter wiederholte und Anlaß zu einer ganzen Reihe von heftigsten angeordneten Buß- und Betttagen gab; z. B. fiel, gleichfalls nach einem Bericht des Livius, im Jahre 341 ein Stein- und Aschenregen, der Tag in Nacht verwandelte, und für die Jahre 216 bis 167, also für den knappen Zeitraum von 50 Jahren, werden nicht weniger als zehn vulkanische Ausbrüche in der nächsten Umgebung Roms erwähnt.